

Dein Herz hat anderswo zu tun ...

Ingeborg Bachmann

Kapitel I

Hört mich niemand? Warum ist denn da keiner? Hilfe! So helf mir doch!

Ich spüre, wie eine große Erschöpfung über mich kommt und die Welt um mich herum in tiefem Dunkel versinkt.

„Halt! Bleibt doch stehen! Geht doch nicht so schnell! Wo wollt ihr denn hin? Wartet! Ich habe euch was zu sagen!“, rufe ich, doch die Gestalten – Teilnehmern einer Prozession ähnelnd – gehen schweigend und ohne mich wahrzunehmen an mir vorüber.

Ich sehe eine junge Frau mit kinnlangen blonden Haaren in knappen Shorts. Sie trägt ein eng über dem Busen geschnürtes T-Shirt und eine ausgebeulte riesige Ledertasche hängt ihr schwer über der Schulter. Auf ihren grünen Stöckelschuhen hastet sie an mir vorbei. Ihrem Gang haftet etwas Provozierendes an. Sie raucht eine Zigarette. Ich kann ihr Gesicht genau sehen, so nah kommt sie an mir vorbei. Ein großes Gesicht mit olivfarbenen Augen und einer hübschen Nase. Der Mund ist etwas zu schmal und zu rot geschminkt.

„Ulla!“, rufe ich. „Ulla, warte! Bleib doch stehen!“, schreie ich noch einmal und versuche, ihren Arm zu fassen. Doch ich stoße mit der Hand gegen eine Glasscheibe.

Ich hämmere mit aller Kraft dagegen, doch Ulla hört mich nicht. Sie läuft zielstrebig weiter – auf einen Mann zu, der aus einer anderen Richtung plötzlich für mich sichtbar wird. Ein Mann mit massigem Körper, einer Halbglatze und Bart. Eine glimmende Zigarette im Mundwinkel. Das Gepäck, das er bei sich hat, scheint schwer zu sein. Er trägt einen schwarzen Pilotenkoffer in der einen Hand und zieht mit der anderen einen kleinen Rollwagen, der mit zwei unterschiedlich großen Reisekoffern beladen ist, hinter sich her. Sein schwarzes Sakko, die Hose und sein schwarzes Seidenhemd sehen zerknittert aus. Der Mann schwitzt entsetzlich.

Die junge Frau läuft schnell auf ihn zu. Der Mann stellt seine Koffer neben sich ab. Er greift in die Jackentasche und zieht ein weißes Tuch hervor. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Beinahe gleichzeitig zündet er sich eine neue Zigarette an der alten an. Dabei redet er mit eindringlichen Gesten auf die Frau ein.

Ich hämmere wieder gegen das Glas und rufe: „He! Hallo, Richard! Hört ihr denn nicht? Ulla, hier bin ich! Schaut doch mal rüber zu mir! Ich bin’s, Caroline! Hier!“ Ich reiße meine Arme hoch und winke.

Keine Reaktion. Sie bemerken mich einfach nicht. Sie sind durch diese Glasscheibe von mir getrennt. Ich kann sie sehen, doch sie können mich nicht wahrnehmen.

Ich rufe noch einmal so laut ich kann: „Ulla, weißt du denn nicht, dass du es warst, die alles, was damals geschehen ist, erst ins Rollen gebracht hat? Vielleicht hast du es nicht mit Absicht getan, aber wer weiß das schon mit Gewissheit!“

Gewissheit – dieses Wort hat seinen Sinn für mich verloren seit jenem Nachmittag kurz nach dem rätselhaften Verschwinden von Mona.

Eine kleine, zierlich wirkende schwarzhaarige Frau läuft dicht an mir vorüber. Ihr schönes Gesicht mit den hohen Wangenknochen wird dominiert von einem breiten ausdrucksvollen Mund. Ihre dunklen Augen haben einen melancholischen Ausdruck. Sie trägt eine weite graue Hose und ein streng geschnittenes Männersakko, das ihr zu groß ist.

Ich versuche nach ihr zu greifen, doch meine Handflächen prallen wieder mit Wucht gegen das Glas. Ich trommele mit den Fäusten gegen die Scheibe. Nichts passiert auf der anderen Seite.

„Panzerglas! Das muss Panzerglas sein!“, sage ich laut zu mir selbst.

In was für einem Film bin ich hier? Das sind Menschen, die ich gut kenne, das weiß ich genau. Ich kann mich nur im Moment

nicht an alle Details erinnern. Dort drüben erkenne ich so viele bekannte Gesichter.

Ich sehe gerade noch, wie die Schwarzhaarige ein riesiges Bündel schmutziger Wäsche vom Boden aufhebt und damit fortgeht. Der massige Mann und Ulla sind verschwunden. An ihrem Platz steht nun ein junger Mann in einem abgewetzten schwarzen Frack. Er hockt sich an den Flügel, der im Hintergrund steht. Der Mann spielt Schumann, das kann ich deutlich hören. Seine blonden Haare reichen ihm Fransig und dünn bis auf die Schultern. Aus dem Dunkel taucht ein schwächlicher Junge mit rot leuchtenden Pickeln im Gesicht auf. Auch den kenne ich. Aber woher nur? Ich sehe, wie er sich mit einem Schwamm das Gesicht porzellanfarben schminkt, eine weiße Uniformjacke anzieht und sich danach sorgfältig Pomade ins Haar streicht. Er holt einen Kamm aus der Hosentasche und zieht sich einen exakt geraden Scheitel. Danach legt er eine Schallplatte auf den Plattenspieler neben sich und ein blechern klingender Marsch ertönt. Der Junge beginnt zu dirigieren. Er tut dies jedoch nicht wie ein Dirigent, sondern mit zackigen Bewegungen wie ein General.

Ich kenne das Bild. Ich sah es schon einmal irgendwo. In einem Film? Im Theater vielleicht?

Wie aus dem Nichts erscheinen plötzlich drei Gestalten, die meine Aufmerksamkeit sofort auf sich ziehen. Sie haben einander untergehakt. Die Art, wie sie gehen, erscheint mir seltsam. Bei ihrem Näherkommen bemerke ich, dass jeder der drei an das Fußgelenk des anderen gefesselt ist. Dadurch entsteht eine Schaukelbewegung. Gemeinsam schwanken sie im gleichen Takt – zuerst nach rechts und dann nach links.

Diese Personen kenne ich! Ganz sicher! Ich erkenne den massigen Mann mit dem Bart wieder. An seiner rechten Seite geht eine kleine zierliche junge Frau. Ihre wirren strohblonden Haare, die in verschiedene Richtungen vom Kopf abstehenden, sehen irgendwie lustig aus. An der linken Seite des Mannes hat

sich eine etwas ältere Frau mit sehr kurz geschorenen Haaren untergehakt. Die drei reden angeregt miteinander. Sie lachen auch, doch es ist ein trauriges Lachen. Sie sind anders als die anderen, die ich dort sehe. Sie scheinen separat auf irgendeine seltsame Weise. Eine Art Luftblase umgibt sie. Ich sehe, wie die anderen Personen versuchen, Kontakt zu den dreien aufzunehmen – doch vergebens. Es gelingt ihnen nicht, nahe genug an sie heranzukommen. Sie prallen an der Luftblase ab. Nur eine Person – eben jene kleine schwarzhaarige Frau – ist zu ihnen in die Luftblase hineingelassen worden. Der Massige hat sie blitzschnell hereingezogen, das habe ich ganz genau beobachtet. Die beiden anderen Frauen haben es gar nicht bemerkt, denn das Ganze dauerte nicht länger als nur diese eine Sekunde. Ich sehe, wie die Luftblase sich hinter ihr schließt. Mona ist drinnen!

„Sie müssen aufwachen! Hallo! Können Sie mich hören? Hören Sie mich? Können Sie verstehen, was ich sage? Aufwachen!“, höre ich plötzlich die Stimme eines Mannes.

Ja, ja! Schrei doch nicht so, du Blödmann! Ich kann hören. Verstehen kann ich Sie schon, nur bewegen kann ich mich nicht! Ich kann noch nicht einmal meine Augen öffnen! Ich will jetzt auch nicht gestört werden, verstehen Sie das? Ich bin dabei, mich zu erinnern an für mich wichtige Begebenheiten, Dinge, Orte, Menschen. Für Sie haben sie keine Bedeutung, aber für mich, für mein Leben. Doch ich habe Probleme damit, verstehen Sie? Mir wollen die Namen nicht mehr einfallen. Auch die Orte habe ich wohl vergessen. Also, lassen Sie mich in Ruhe! Ich kann nichts tun! Kann mich nicht bewegen, nicht sprechen, gar nichts! Was wollen Sie also von mir? Und wer sind Sie eigentlich? Wieso sind Sie nicht auch hinter dem Glas? Mein Gott, wo bin ich nur? Was tue ich hier? Lasst mich in Ruhe nachdenken! Ich will jetzt nicht aufwachen müssen! Nein! Sie können es sich sparen, an mir herumzurütteln! Ich will jetzt nicht gestört werden, verstehen Sie?

Manchmal dringen Stimmen in mein Bewusstsein. Dann erscheint es mir so, als ob sich der milchige Nebel, der mich umgibt, für einen kurzen Augenblick lichten würde.

„Die Frau ist immer noch nicht ansprechbar. Ich habe mich heute Morgen ausführlich mit ihr beschäftigt. Im Augenblick glaube ich nicht, dass wir viel für sie tun können. Ich denke, wir müssen die nächsten Tage abwarten“, sagte der neben dem Bett der Patientin von Zimmer 624 stehende Arzt. Dabei blickte er ein wenig hilflos auf seine weißen Sandalen.

„Lassen Sie mal gut sein, lieber Kollege! Sie haben ja alles medizinisch Mögliche getan. Im Moment können wir eben nur hoffen, dass die Medikamente anschlagen und sie bald wieder ansprechbar sein wird.“ Damit legte Oberarzt Wiegand seinem jüngeren Kollegen kurz die Hand auf die Schulter. „Sie haben das schon gut im Griff, lieber Westhoff.“ Danach verließ er das Krankenzimmer.

Dr. Westhoff blieb noch einen Augenblick und schaute besorgt auf seine Patientin, die leblos in den Kissen lag, dann verließ auch er den Raum. Er schloss die Tür hinter sich und ging zu seinem Arztzimmer.

Auf dem Weg fiel ihm der Zettel wieder ein, den er immer noch in seiner Kitteltasche hatte. Er hatte ihn vorhin, als er das Zimmer seiner Patientin betreten hatte, auf dem Boden vor ihrem Bett liegen sehen und ihn gedankenverloren eingesteckt. Jetzt fragte er sich, wie der Zettel überhaupt dorthin gekommen sein mochte. Wahrscheinlich war er aus ihren Sachen gefallen, als man sie in der vergangenen Nacht in diesen Raum gebracht hatte.

Er öffnete die Tür zu seinem Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch. Er nahm den Zettel heraus und begann zu lesen:

*Vergessen wie –
alles neu was –
Leben rinnt davon
ich bin einsam
kann nicht vergessen*

kann nur noch leben
leben wie –
bin heute wie verloren
verlorene Zeit – gefrorene Zeit
verloren – wieso
bin unvollständig
Hände zittern – das bisschen Leben zerrinnt
Angst – wieder, wieder diese Angst
ich dachte, du wärst gegangen, Angst!
warum bleibst du bei mir
geh weg, du hast nichts mehr zu tun in meinem Leben!
dein Name, sag mir deinen Namen
ich will singen, singen von dir
doch nur Schreie kommen aus meiner Kehle – stumm, stumm!

Tagebucheintragung
Kingston, 11. November 1993

Gerade angekommen, frage ich mich, ob es das Paradies tatsächlich gibt. Oder gibt es nur unsere Vorstellungen davon? Vollkommene Blütenpracht ringsum, exotische Vögel, gleißend helles Sonnenlicht, Palmen, tropisches Klima – sind all dies nicht nur Imaginationen vom Paradiesischen? In Deutschland, diesem kalten, technisierten Land, da träume ich von einem Ort wie diesem. Ich merke, wie ich zunehmend unzufriedener werde hier im Paradies. Doch es zieht mich auch nicht zurück. Wohin auch? Manchmal wünsche ich mir, ein Eremit zu sein, der jedoch nicht einsam ist.

Das Paradies, ist es für immer verloren gegangen? War es jemals da? Oder finden wir es nur tief verborgen in uns selbst? Liegt es hinter den hohen Mauern des Vergessens? Ist es unwiederbringlich versunken im unendlichen Ozean unserer Menschwerdung?

Eine große Leere ist in mir. Ich bin traurig an einem Ort, der so schön ist, dass es beinahe wehtut. Wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, dann sind es nicht die Bilder, die ich jeden Tag sehe,

nicht die Menschen, die bitterarm sind. Es sind auch nicht die Kinder, die kaum eine Zukunft haben. Es ist nicht die Gewalt auf den Straßen in der Nacht. Es sind auch nicht die armseligen Wellblechhütten, die mich traurig machen. Es ist diese für mich ganz unverständliche Art von Lebensfreude, die ich täglich sehe, wenn ich durch diese Straßen ohne Zukunft fahre.

An dieser Stelle endete das Geschriebene. Westhoff betrachtete die mit blauer Tinte verfassten Zeilen, dann faltete er den Zettel wieder sorgfältig zusammen. Es überkam ihn ein unangenehmes Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben, und er beschloss, den Zettel so schnell wie möglich wieder zurückzubringen.

Er stand auf und im selben Moment klingelte das Telefon auf seinem Schreibtisch. Er nahm den Hörer ab. „Westhoff?“

Am anderen Ende hörte er die Stimme seiner Freundin Inga. „Ja. Hallo, Liebes! Na, wie geht es dir? Ich habe leider nicht viel Zeit. Gibt es etwas Wichtiges?“ Ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: „Wenn du wüsstest, was hier wieder los war diese Nacht! Ich bin ziemlich kaputt. Dieser Scheißdienst heute Nacht! Weißt du, wieder so ein Besoffener mit einer riesigen Platzwunde am Kopf – und natürlich aggressiv bis zur Hutschnur! Grässlich! Glaub mir, für heute reicht es mir, ehrlich! Echt, immer diese Penner! Ich ...“

Weiter kam er nicht, denn nun unterbrach Inga seinen Redefluss. „Was sagst du? Wer hat angerufen? ... Kenne ich nicht! ... Wer soll das sein? ... Ach so, der Mann deiner alten Freundin Caroline. Ja, okay. Verstehe. Na und? Du hast aber doch gar keinen Kontakt mehr zu ihr. ... Wie, sie wird vermisst? Was heißt das? Und was sollst du da machen? Hast du nicht mal erzählt, sie lebt in Frankreich? ... Ist ja klar, Schatz, dass du dir Sorgen machst, aber da muss sich doch erst einmal ihr Mann drum kümmern, oder? Hast du ihm denn gesagt, dass du nichts von ihr gehört hast? ... Ja, ja, Kleines, das glaube ich dir. Nun beruhige dich! Mach dir mal keine zu großen Sorgen, die wird schon wieder auftauchen. Bestimmt. ... Ja, da bin ich ganz sicher,

Inga. Und dann laden wir sie irgendwann mal zu uns ein, damit ich sie auch einmal kennen lerne.“ Westhoff trat von einem Fuß auf den anderen. „Inga, du, ich muss jetzt leider aufhören. Der Piepser geht. Also, mach dir nicht so viele Sorgen, ja? Lass uns später noch mal telefonieren! Ich muss jetzt wirklich! ... Ich dich auch. Kuss und bis dann!“

Schnell legte Westhoff den Hörer auf und verließ das Zimmer. Der Piepser ertönte noch einmal und nun rannte er den endlosen Flur entlang Richtung Notaufnahme.

Kapitel II

Diese Dunkelheit! Woher kommt nur diese schreckliche Finsternis? Ich will wieder etwas sehen können! Warum macht denn niemand das Licht an? Bitte, lasst mich doch nicht in dieser Dunkelheit hier liegen! Wo ist denn dieser Mann? Der hat doch irgendetwas an den Jalousien verändert, sodass kein Licht mehr hereinkommen kann! Ich habe Durst! Ist denn hier niemand, der sich mal um mich kümmert? Müde! Ich bin immer so müde! Vielleicht wird mir das Warten nicht so lang, wenn ich noch ein wenig schlafe ... Doch dann merke ich vielleicht nicht, wenn jemand kommt und mir etwas zu trinken bringt ... Ich muss wach bleiben! Wach bleiben!

Da seid ihr ja wieder! Bleibt stehen! Redet doch mit mir! Du! Ja, du! Lauf nicht so an mir vorbei! Hörst du? Jetzt erkenne ich dich wieder! Weißt du, erst wollte mir dein Name nicht einfallen, ich hatte ihn vergessen. Doch nun, nun erinnere ich mich wieder. Ich hab gesehen, was passiert ist! Ja, schau nicht so unschuldig! Ich habe genau beobachtet, wie du hineingegangen bist in ihre kleine Welt! Wie der Massige dich zu sich gezogen hat! Nur die beiden Frauen, die haben erst nichts bemerkt. Erinnerst du dich, Mona? Du hast mir mal eine eigenartige Geschichte er-

zählt, weißt du noch? Wir sind zu einem Gastspiel nach Jamaika gefahren. Du erzähltest mir von deinem Vater. Heute weiß ich natürlich, dass es eigentlich etwas ganz anderes war, was du mir an diesem Morgen beim Frühstück im Hotel hattest sagen wollen, nur das begriff ich erst viel später. Ich erinnere mich jetzt ganz genau ...

Drückende Schwüle weckte mich an diesem Morgen – trotz der Klimaanlage war es heiß in unserem Zimmer. Ich teilte es mir mit Mona. Ich sehe das Zimmer noch genau vor mir: zwei getrennte Betten, dazwischen ein Nachttisch. Darauf stand ein klobiges graues Telefon. Daneben ein von Zigarettenstummeln überquellender Aschenbecher, ein Stapel Bücher und mein Notizbuch. Die Tür zum Badezimmer war nur angelehnt, doch es schien niemand drin zu sein. Das Bett neben meinem war zerwühlt, aber leer. Eine der lindgrün gestrichenen Türen des Wandschranks stand offen. Das Zimmer lag im Halbdunkel, nur ein schmaler Streifen faden Morgenlichts fiel durch die schräg gestellten Holzlamellen der Balkontür-Jalousie hinein. Es musste noch ziemlich früh sein, denn es waren kaum Geräusche, zum Beispiel Autohupen oder das Geplätscher des Pools, zu hören. Ganz still war es um diese Uhrzeit im „Courtleigh Hotel“ mitten im Herzen von New Kingston/Jamaika. Und ich fragte mich, während ich mir ganz gegen meine Gewohnheit vor dem Frühstück eine Zigarette anzündete, wo meine Mitbewohnerin so früh am Morgen wohl sein könnte.

Eigentlich hasste ich es, auf nüchternen Magen zu rauchen. Ich konnte allein den Geruch von Zigaretten vor dem Frühstück nicht ausstehen. Doch an diesem Morgen rauchte ich mit großem Vergnügen.

Ich zog den Rauch tief in meine Lungen und blies ihn in kleinen bläulichen Ringen wieder aus. Ich fühlte mich rundherum einfach gut. Ich hatte das Gefühl, etwas Besonderes zu sein:

eine erfolgreiche Schauspielerin, die am Abend zuvor bejubelt und mit einem Preis ausgezeichnet worden war. Das Ensemble war eigens nach Kingston gekommen, um den begehrten *Karibischen Kulturpreis* für die beste Theaterproduktion des Jahres entgegenzunehmen. Und nun würden wir dieses Stück eine Woche en suite spielen – im altherwürdigen *Ward Theatre*, das mit seiner hellblau und weiß gestrichenen und stuckverzierten Fassade einer riesigen Zuckerbäckertorte glich.

Und heute Morgen rauchte ich sogar vor dem Frühstück in meinem Bett. „Wie eine richtig Große“, hätte Richard bestimmt zu mir gesagt, hätte er mich so sehen können an diesem Morgen. Ich hatte mir zwei Kissen in den Rücken geschoben und dachte darüber nach, mir das Frühstück aufs Zimmer zu bestellen. Doch allein die Vorstellung, das vortreffliche Frühstücksbuffet zu verpassen, ließ mich anders entscheiden. Zwischen den Sachen, die überall kreuz und quer im Zimmer verstreut lagen, fand ich meine Armbanduhr. Es war gerade 7.30 Uhr.

Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett und ging unter die Dusche, trug nur wenig Make-up auf und zog mich luftig an, denn es würde nicht lange dauern, bis es unerträglich heiß werden würde. Doch als ich die Tür meines Zimmers öffnete, kam mir eine angenehm kühle Morgenluft entgegen.

Alle Hotelzimmer befanden sich unter einem großen Holzdach. Die Gänge zu den Zimmern waren zu einem Atrium hin offen. Mein Blick fiel auf die exotischen Pflanzen und hohen Palmen, die den Innenhof zu einer grünen Oase machten. Ich ging einen langen Gang entlang und eine hölzerne Treppe hinunter in die Empfangshalle. Sie war luftig und großzügig gestaltet. Pastellfarbene bequeme Sofas standen in kleinen Gruppen zusammen. Die Halle hatte keine Seitenwände, sondern war lediglich überdacht. An den Außenseiten hingen riesige grüne Stoffrollos, die wie Schiffssegel heruntergelassen werden konnten. Sie schützten gegen die Wärme und gegen die heftigen, aber meist kurzen

Regengüsse, die Kingston dann oftmals mit ihren unglaublichen Wassermassen zu ertränken drohten.

Ich ging weiter durch die Halle und betrat den Frühstücksraum. Mein Blick fiel auf den Pool. Noch schwamm niemand darin. Der Duft von frischem Kaffee und gebratener Leber stieg mir in die Nase. Ich hatte großen Hunger.

Der Frühstücksraum war beinahe menschenleer. An einem großen runden Tisch, der für das Ensemble reserviert war, entdeckte ich Mona, meine langjährige Schauspielkollegin und Zimmergenossin, die ich zuvor schon vermisst hatte.

Mona war ungefähr Ende dreißig, eine kleine, hübsche Frau mit großen dunklen, ausdrucksvollen Augen. Die hohen Wangenknochen verliehen ihr etwas Slawisches. Doch das Auffälligste in ihrem Gesicht war zweifellos der breite sinnliche Mund. Die pechschwarz gefärbten Haare trug sie schulterlang und glatt. Ihre Figur wirkte beinahe ein wenig maskulin, dennoch hatte sie eine erotische Ausstrahlung. Tief greifende Gespräche konnte man nach meinem Empfinden mit ihr selten führen, aber darauf legte ich auch keinen Wert. Eine gewisse Bereicherung des Ensembles stellte sie durch ihren Hang zum übertrieben Dramatischen dar. Ihre Neigung, Gefühlsregungen zu überzeichnen, hatte nahezu stummfilmhaften Charakter – und das gefiel dem Regisseur Winzer. Im Grunde genommen schwieg sie die meiste Zeit und jeder im Ensemble hatte sich an ihr Schweigen gewöhnt. Falls es doch vorkam, dass sie zu einem Thema etwas beisteuerte, dann passierte es schon mal, dass das Gesagte überhört wurde, denn Mona neigte leider dazu, ziemlich umständlich zu formulieren. Und dann hörte ihr eben keiner mehr zu – außer Richard!

„Morgen, Mona! Ich habe mich schon gewundert, wo du bist!“ Sie legte ihr Buch zur Seite und sah mich an. „Ich konnte nicht mehr schlafen. Außerdem will ich doch die Tage hier auskosten.“ „Mir geht es genauso“, sagte ich und bestellte mir einen Milchkaffee bei dem noch etwas müde dreinblickenden Kellner.

„Gibt es Akki heute Morgen?“, fragte ich ihn.
„Yes, Ma'am!“, gab er wohlgezogen zur Antwort.
„Okay, dann hole ich mir welches am Buffet“, antwortete ich mir selbst, ohne weiter auf den Kellner zu achten.
Die Speisen, die dort aufgebaut waren, hätten mir zu Hause sicherlich kein Vergnügen bereitet. Doch hier auf Jamaika konnte ich sogar warme Leber zum Frühstück essen. Und an diesem Morgen aß ich Akki mit Salzfish.
Akki ist eine karibische Spezialität und schmeckt – richtig zubereitet – wirklich köstlich. Akki hat die Form eines Granatapfels. Ist der Reifezustand erreicht, dann platzen die Früchte auf und im Inneren befindet sich der essbare Teil, der Ähnlichkeit mit einer Knoblauchzehe hat. Das Besondere aber liegt in der fachgerechten Zubereitung. Man erzählte mir, dass der Verzehr bei nicht ordnungsgemäßer Verarbeitung durchaus tödlich enden könne. Auch dass man davon high werde, sei nicht ausgeschlossen. Man habe auch schon von Leuten gehört, die angeblich rosarote Krokodile gesehen hätten. In einem guten Hotel wie dem „Courtleigh“ jedoch konnte man sicher davon ausgehen, dass sowohl die eine als auch die andere Variante nicht vorkommen würde. Also lud ich mir meinen Teller voll. Dazu eine gute Portion Salzfish, warme Croissants und Calalu. Das ist ein Gemüse, das unserem Brokkoli ähnlich ist.
So beladen kehrte ich zu Mona zurück.
„Isst du denn gar nichts?“, fragte ich sie und goss mir eine Tasse Milchkaffee ein.
„Habe schon gefrühstückt. Vielleicht nehme ich später noch etwas“, antwortete Mona knapp.
„Davon habe ich geträumt, seit wir das letzte Mal hier waren“, sagte ich, während ich mit großem Appetit aß.
„Ich kann nichts Besonderes daran finden“, bemerkte Mona und wendete sich demonstrativ wieder ihrer Lektüre zu.
Ich sah sie an und fragte sie gerade heraus, warum sie einen so

deprimierten Eindruck mache. Wir wären schließlich auf Jamaika, hätten diesen wundervollen Preis gewonnen und überhaupt sei die ganze Atmosphäre doch sehr entspannt.
Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da sprudelten die Worte schon wie ein lange angestauter Sturzbach aus ihr heraus. Sie redete über ihr Leben, dass sie sich endlich befreien müsse, dass sie sich von keinem Mann mehr wie ein Dienstmädchen behandeln lassen würde und dass sie endlich damit Schluss machen würde, sich bevormunden zu lassen. Dass kein Mann es mehr wagen sollte, sie wie einen Putzklappen zu behandeln. Sie hätte davon ein für alle Mal die Schnauze voll.
Ich begriff nicht, was diesen Ausbruch hervorgerufen hatte, hörte jedoch geduldig zu, denn ich fühlte mich ein wenig schuldig. Schließlich hatte ich sie auf ihren Gemütszustand angesprochen. Einen kurzen Moment dachte ich: *Vielleicht hat sie ja eine Portion Akki gegessen? Möglicherweise hat der Koch gewechselt und die Geschichte mit den Krokodilen stimmt womöglich doch?*
Was hatte ich nur getan, fragte ich mich, als der Redefluss kein Ende nehmen wollte.
„Weißt du, Caroline, wer mein absoluter Traummann ist?“, fragte sie und ihr Blick hatte etwas ausgesprochen Irres an sich.
„Nein“, erwiderte ich zögernd. „Weiß ich nicht“, fügte ich schnell hinzu.
„Du wirst es nicht glauben!“ Sie schaute mich eindringlich aus diesen dunklen Augen an.
Nun sag es schon endlich, dachte ich bei mir. *Ich werde es schon verkraften, selbst wenn es Robert de Niro sein sollte.*
Nach einem endlos langen Schweigen gab sie endlich ihr Geheimnis preis: „Mein Vater! Es ist mein Vater!“
Das war allerdings ein Schlag. Damit hatte ich in der Tat nicht gerechnet. Für einen Moment war ich wirklich sprachlos. Um Zeit zu gewinnen, goss ich mir eine weitere Tasse Kaffee ein und dachte, dass ich noch nie jemandem begegnet war, der so unver-

blümt die Liebe zu seinem eigenen Vater zugegeben hatte. Ich musste mir eingestehen, dass ich das ausgesprochen interessant fand, sonst konnte man doch immer nur über solche Phänomene lesen. Heute musste mein Glückstag sein! Ich hatte die Chance, einem Menschen mit einem quasi entgegengesetzten Ödipuskomplex gegenüberzusitzen. Ich fragte mich, ob ich dieser Aufgabe wirklich gewachsen war – doch ich hatte keine Zeit, länger darüber nachzudenken, denn plötzlich fing Mona zu weinen an. Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sie tat mir plötzlich wirklich leid und ich versuchte, sie zu trösten. Doch das verstärkte ihr Weinen nur noch mehr.

„Komm“, sagte ich etwas unbeholfen, „ich werde dir mal einen Kaffee bestellen. Der beruhigt die Nerven.“

Caro, du bist wirklich zu blöd, dachte ich im selben Moment. *Kaffee ist bestimmt nicht das geeignete Beruhigungsmittel – sowieso nicht und insbesondere nicht bei einem Weinkrampf dieser Art.* Doch ich ließ mir nichts anmerken und holte ihr eine Tasse Espresso.

Als ich zurückkam, hatte Mona sich bereits wieder gefasst – und nun fuhr sie fort, die Schönheit ihres Vaters zu beschreiben. Unwillkürlich kam mir das Bild dieses Mannes ins Gedächtnis. Einige Male war ich Monas Vater nach Vorstellungen im Theater begegnet, doch ihre Begeisterung konnte ich wirklich nicht teilen. Seit wann war Lothar de Maizière das Schönheitsideal einer Frau in den besten Jahren? Na bitte!

Während ich noch darüber nachdachte, hörte ich sie sagen, dass ihr Vater eben nie bemerkt hätte, wie sehr sie ihn doch liebte und verehrte, und dass er früher, als sie noch klein war, nur in der dritten Person über sie gesprochen hätte. Bei Tisch zum Beispiel oder wenn ihm an ihr etwas nicht gepasst hatte. Dann hätte er zu ihrer Mutter gesagt: „Sage der Puppi, dass sie die Schule nun wirklich endlich ernst nehmen soll! Denn wenn sie so weitermacht, dann wird sie niemals im Leben etwas erreichen. Sie soll

sich endlich mal vor Augen führen, dass das Leben nicht nur aus Vergnügungen besteht. Der Mensch muss kämpfen und Leistung bringen in diesem Leben. Dass sie die Praxis einmal übernehmen wird, das habe ich mir ja schon lange abgeschminkt. Diese Hoffnung habe ich aufgegeben. Aber dieser Schlendrian geht so nicht mehr weiter! Sag ihr das bitte eindringlich, Mimmi!“

„In dieser Art redete er einfach über mich hinweg, so, als wäre ich gar nicht da. Kannst du dir das vorstellen? Als wäre ich Luft!“, sagte Mona, indem sie die Augen zu schmalen Schlitzen zusammenkniff.

„Bitte, Mona, wer ist denn Puppi?“, fragte ich vorsichtig, ohne auf das einzugehen, was sie mir gerade beschrieben hatte.

Mona schaute mich an und verzog den Mund zu einem gequälten Lächeln. „Ich natürlich! Alle in meiner Familie nannten mich Puppi.“

„Das ist doch wohl ein Scherz, Mona?! Das ist jetzt nicht dein Ernst?!“, erwiderte ich und konnte mir ein Lachen kaum verkneifen, entgegnete aber so ernsthaft ich eben konnte: „Das ist wohl der blödsinnigste Kosenamen, den ich mir für dich vorstellen kann! Du siehst zwar sehr gut aus, keine Frage, aber eine Puppi bist du nun wirklich nicht!“

„Na und? Es war aber eben so!“, gab sie mir schnippisch zur Antwort und fügte knapp hinzu, dass sie natürlich sehr lange schon niemand mehr so nennen dürfe. Sie habe es jedem in der Familie strikt untersagt.

„Das kann ich mehr als gut verstehen“, antwortete ich.

Und wieder liefen die Tränen.

Was hatte ich nun wieder gesagt?

„Bitte entschuldige, Mona! Ich wollte dich nicht verletzen“, sagte ich und mir kam es vor, als brodelte da ordentlich etwas unter der Oberfläche. „Wie stellst du dir denn eine ideale Beziehung vor?“, fragte ich sie zaghaft.

Mona schwieg lange und schnäuzte sich ausgiebig die Nase.

„Eine ideale Beziehung? Ach Gott, ich denke, so etwas gibt es überhaupt nicht. Eine Art von Annäherung vielleicht, mehr nicht. Aber entscheidend für mich wäre die absolute Gleichberechtigung in der Beziehung. Für mich ist es inzwischen unabdingbar geworden, nicht immer nur die Gebende zu sein. Überhaupt werde ich nur noch einen Mann wollen, der mich als Frau hundertprozentig ernst nimmt, für den ich nicht nur ein Weibchen bin! Ich will wichtig sein! Verstehst du, was ich meine? Ich will endlich ernst genommen werden! Im Übrigen glaube ich, *den* Mann wird es für mich in diesem Leben wohl nicht mehr geben ...“

„Aber du sagtest doch, dein Vater wäre ideal. Oder habe ich dich vorhin falsch verstanden?“, erwiderte ich vorsichtig.

„Schon. Aber der ist ja auch jemand, der mich eben nie ernst genommen hat. Ich meinte, wenn ein Mann so wäre wie er und mich akzeptieren würde, wie ich bin, vor allem aber meine Stärken erkennen würde und so weiter – das wäre *DER MANN!* Verstehst du? Das meinte ich.“ Mona beugte sich über den Tisch zu mir herüber und für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich so etwas wie Hass in ihren Augen zu entdecken. Doch dann lehnte sie sich zurück und sagte mit harter Stimme: „Ich will keinen neuen Übervater mehr haben! Nie wieder! Keinen verdammten Übervater, der mir sagt, was ich zu tun oder zu lassen habe! Der mich ständig bevormundet und kontrollieren will. Dem meine eigene Befindlichkeit scheißegal ist. Der immer nur seinen Stiefel durchzieht, egal, ob ich mit meinen Vorstellungen dabei auf der Strecke bleibe!“ Sie redete sich in Rage und wurde zunehmend lauter. „Und dem ich alles recht machen muss und es doch nie schaffen werde! Das alles will ich nicht mehr! Mir ist es auch so egal, ob ich reich und berühmt werde! Ich will mein eigenes selbstbestimmtes Leben führen! Hörst du, Caro?“ Nun schossen ihr Tränen in die Augen und mit stockender Stimme flüsterte sie: „Caroline, bitte entschuldige – aber ich sollte jetzt besser nicht weitersprechen. Bitte entschuldige! Ich denke, ich

gehe aufs Zimmer. Sei nicht böse! Ich wollte das nicht! Ich ... ich muss mich beruhigen!“ Damit stand sie abrupt auf und verließ ohne ein weiteres Wort den Frühstücksraum.

Ich sah ihr einigermaßen verdutzt nach. Ich hatte eine ganze Menge Schauspieler kennen gelernt in den letzten Jahren und fast alle waren irgendwie überdreht – ich ebenfalls. Doch so etwas hatte ich noch nicht erlebt. Ich konnte mir beim besten Willen keinen Reim darauf machen, was Mona mir eigentlich hatte sagen wollen, zumal sie nie jemand gewesen war, der sein Herz auf der Zunge trug.

Ich hatte auch nicht mehr allzu viel Gelegenheit, länger über dieses seltsame Gespräch nachzudenken, denn schon einige Zeit später kamen nach und nach die anderen Kollegen zum Frühstück. Mona erschien ebenfalls eine halbe Stunde später wieder. Sie hatte sich zurechtgemacht. Ihre Augen sahen nicht mehr verweint aus und es schien mir, als hätte unser Gespräch überhaupt niemals stattgefunden. Mir fiel lediglich auf, dass sie an diesem Morgen nicht wie gewöhnlich in unmittelbarer Nähe Richards Platz nahm, sondern sich beinahe demonstrativ an den äußersten Rand des Tisches setzte. Richard sprach sie auch mit keinem Wort an. Ich glaube, sie hatten sich noch nicht einmal einen guten Morgen gewünscht.

Diese Begebenheit liegt nun schon einige Jahre zurück und ich hätte sie beinahe vergessen, wenn ich dich nicht hinter dieser Glasscheibe entdeckt hätte!

Nach und nach fallen mir solche Dinge wieder ein. Ich bin älter geworden, habe Abstand gewonnen. Vielleicht kannst du mich ja doch hören? Ich will, dass du mir jetzt zuhörst, verdammt nochmal! Ich will, dass du erfährst, wie ich dich empfunden habe all die Jahre! Ich erinnere mich noch genau an deinen ersten Besuch bei uns im Theater, Mona. Nun bleib stehen und hör zu, was ich dir zu sagen habe! Das bist du mir schuldig!

Die Proben zu „Othello“ hatten bereits seit einiger Zeit begonnen. Ich war als Desdemona besetzt. Einen Othello hatten wir gerade durch Krankheit verloren – wenn man denn fortgeschrittenen Alkoholismus als Krankheit begreift – und Richard tat sich schwer damit, die Rolle selbst zu übernehmen. Jedoch weniger, weil ihm die Doppelbelastung Regie und Hauptrolle zu anstrengend gewesen wäre, es lag wohl vorwiegend daran, dass wir schon einmal ein Shakespeare-Paar gespielt hatten und nun beide eigentlich keine Lust mehr hatten, es wieder tun zu müssen. Außerdem wäre es für die Inszenierung sowieso besser gewesen, ein Paar zu finden, zwischen dem es im Idealfall sogar wirklich ein wenig knistern würde. Bei uns knisterte es im Augenblick zwar des Öfteren, aber doch eher aus anderen Gründen als aus blankem Verlangen. Es war also klar, dass dringend etwas passieren musste – und wie sooft geschah auch etwas Unerwartetes.

Sven, unser Dramaturg, hatte für Richard einen Termin mit Will Reichenberg, unserem Bühnenbildner, vereinbart, um die Einzelheiten für das Bühnenbild zu besprechen. Reichenberg empfing Richard und Sven mit den Worten: „Kommt rein! Kommt rein, ihr Lieben! Ich habe eine Überraschung für euch! Ich habe jemanden eingeladen, jemanden, der eventuell die Kostüme machen könnte.“ Und mit leiser Stimme zu Richard gewandt: „Weißt du, Richard, es ist eine Künstlerin, die wirklich arm dran ist. Sie sitzt den lieben langen Tag in einer eiskalten Fabrikhalle und webt sich die Finger blutig. Sie könnte ein bisschen Geld gut gebrauchen. Und dazu ist sie auch noch außerordentlich begabt. Sie webt wunderschöne Gewänder aus Seide, manchmal sogar nur aus Papier. Ist das nicht spannend?“

Richard sah Will skeptisch an.

„Seht mal, dort an der Wand hängt eines ihrer letzten Objekte! Sie sind doch recht gut, oder? Richard, was sagst du?“ Ohne jedoch auf Richards Antwort zu warten, fügte Will hinzu: „Ihr

Name ist Mona Gunwald. Sie ist die Freundin eines guten Freundes von mir. Richard, du hast beide schon kennen gelernt – beim Italiener. Erinnerst du dich? An meinem letzten Geburtstag. Wir haben dort zusammen gegessen!“ Dabei ging er Richard und Sven voraus und öffnete eine große weiße Flügeltür, die in einen spärlich eingerichteten ballsaalähnlichen Raum führte. „Nun kommt doch bitte! Schnell, schnell!“, rief er mit seiner hohen Fistelstimme.

In der Mitte des Raumes saß eine Frau auf einem Stuhl. Sie wirkte ein wenig verloren. Ihre schulterlangen pechschwarzen Haare hatte sie mit einem breiten Stirnband straff nach hinten gebunden. Sie trug eine weite graue Männerhose und darüber einen langen olivenfarbenen dünnen Baumwollmantel. Neben ihrem Stuhl lag ein ziemlich kräftiger schwarzer Hund, der die Eintretenden sofort schwanzwedelnd begrüßte.

„Mach schön wieder Platz, Lämmlein!“, sagte die Frau mit sanfter rauchiger Stimme, wobei sie mit ihrem Zeigefinger neben ihren Stuhl wies.

Der Hund gehorchte aufs Wort.

Will stellte ihr Richard und Sven rasch vor. Er machte nicht viel Aufhebens, zumal sie sich schließlich schon einmal begegnet waren.

Will hatte wie immer wenig Zeit und bald waren die wichtigsten Punkte, die das Bühnenbild betrafen, geklärt. Man verabredete sich für die nächste Woche im Theater zur Bauprobe.

„Na, dann geht noch schön mit der lieben Mona und dem dicken Pavarotti einen Kaffee trinken und besprecht ganz in Ruhe, ob ihr Mona bei euch gebrauchen könnt oder nicht! So, ihr Lieben, bis nächste Woche dann! Ihr findet ja selbst hinaus ...“ Mit diesen Worten und einer kurzen Handbewegung bereits im Gehen war Will auch schon wieder verschwunden.

Richard gefielen seine Ideen zum Bühnenbild und er war froh, dass alles so schnell und zu seiner Zufriedenheit geregelt war,

denn eigentlich wollte er jetzt auf dem schnellsten Weg in irgendein nettes Café und diese attraktive Frau näher kennen lernen.

Das Ergebnis des Cafésbesuchs bekamen wir, die Schauspieler, bereits am nächsten Tag präsentiert: Mona erschien im Theater. Diesmal war sie von Kopf bis Fuß in verwaschenes Schwarz gekleidet, eine Hundeleine lässig um den Hals gehängt. Unter einem Arm schleppte sie einen Sack Hundefutter der Marke „Happy Dog“ und mit der anderen Hand jonglierte sie einen großen tönernen Fressnapf, dazu trug sie über der rechten Schulter eine ausgebeulte, prall gefüllte gelbe IKEA-Tasche. So beladen betrat sie – ohne anzuklopfen – ausgerechnet meine Garderobe!

Mit leiser dunkler Stimme raunte sie: „Hallo, ich bin Mona!“

„Das macht fast gar nichts“, erwiderte ich grob. Allein die Tatsache, ohne anzuklopfen ausgerechnet in meine Garderobe zu kommen, hatte mich bereits ziemlich geärgert. Trotzdem ging ich auf sie zu und gab ihr die Hand. „Ich bin Caroline. Wie kann ich dir denn behilflich sein?“, fragte ich scheinheilig, denn Richard hatte mir natürlich gesagt, dass er Mona bereits engagiert hatte. „Sie wird die Kostüme für Othello machen“, hatte er mit fester Stimme gesagt. „Ich glaube nämlich, dass die richtig gut ist“, fügte er noch knapp hinzu, ohne mich nach meiner Meinung überhaupt gefragt zu haben. Schon allein aus diesem Grund bereitete es mir nun Vergnügen, sie auflaufen zu lassen.

Ich möchte keinen Hehl daraus machen, dass ich von Zeit zu Zeit ziemlich unausstehlich sein konnte – sowohl zu Kollegen als auch im Allgemeinen zu Menschen, die ich – aus welchen Gründen auch immer – nicht leiden konnte. Und diese Person, die immer noch im Türrahmen meiner Garderobe stand, mochte ich vom ersten Augenblick an nicht. Die gleiche Aversion hatte ich schon bei unserem ersten Zusammentreffen anlässlich des Geburtstags von Will im letzten Jahr.

Jetzt hätte ich nach Gründen suchen können, tief unten in meinem Inneren. Manche hätten sagen können, ich konnte sie nicht

leiden, weil sie hübscher war als ich oder weil sie etwas außergewöhnlich Erotisches an sich hatte. Ach nein, damit konnte ich bisher leben. Ich war, so glaubte ich zumindest, ziemlich gefestigt, was solche Dinge anbetraf, denn es gab nun einmal ständig attraktive Kolleginnen im Ensemble. Das gehört zu unserem Beruf. Außerdem, wenn ich auf jede neue Kollegin eifersüchtig gewesen wäre, hätte ich viel zu tun gehabt.

Nein, hier war etwas anders. Diese Frau ließ einfach alle Warnlampen bei mir aufleuchten. Sie strahlte etwas aus, was ich am wenigsten bei Menschen leiden konnte, etwas, was ich geradezu verabscheute: eine gewisse Unterwürfigkeit. Sie hatte eine Art, sich selbst in den Hintergrund zu stellen und gerade dadurch aufzufallen.

Aber ich möchte den Dingen nicht vorgreifen ...

Wir begannen also mit den Proben. Sie waren an diesem Tag ungewöhnlich kurz angesetzt gewesen. Schon nach knapp drei Stunden versammelten sich alle Schauspieler in einer der großen Garderoben, um Richards Kritik zu hören. Jemand hatte Kaffee gekocht und es roch ausgesprochen gut. Richards Assistentin hatte eine große Platte mit Brötchen aus der Kantine geholt und endlich durfte auch wieder geraucht werden! Nach ungefähr einer Stunde Kritik eröffnete Richard uns, dass wir nun ein neues Mitglied begrüßen dürften. „Das ist Mona Gunwald. Sie wird die Kostüme für Othello und Desdemona machen“, sagte er und zündete sich – wie meist – die neue Zigarette an der vorherigen an. Doch plötzlich hielt er inne und sagte zwischen den Zähnen hindurch: „Mir kommt da gerade so eine Idee ...“ Dabei schaute er Mona nachdenklich an, um sie nach einiger Zeit zu fragen: „Hast du schon mal Theater gespielt, Mona?“

Mir fiel auf, wie sanft er ihren Namen aussprach. Er sagte nicht „Mona“, sondern „Moonaaa“! Dabei blickte er sie erwartungsvoll mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Sie erwiderte seinen Blick lange und schwieg. Dann senkte sie

den Kopf, atmete tief durch und raunte ein „Nein!“ in den Raum. Durch die sehr lange Bedenkzeit, die zwischen Richards Frage und Monas Antwort gelegen hatte, hatte eigentlich kaum jemand ihre Antwort gehört. Man war damit beschäftigt, sich noch einmal Kaffee nachzugießen oder sich eines der letzten Brötchen einzuverleiben. Einige machten sich Notizen zu der vorangegangenen Kritik in ihre Textbücher.

In diese Stille hinein fragte Ulla unbefangen: „Ich habe nicht verstanden, was sie gesagt hat, Richard.“

„Das macht nichts, Maybach! Ich hab es ja verstanden, das reicht!“, antwortete Richard für mich unerwartet schroff. Und mit sanfter Stimme an Mona gerichtet: „Also, hättest du denn Lust, es mal zu versuchen?“ Ohne jedoch Monas Antwort abzuwarten, erhob er sich und sagte, dass sich alle noch einmal auf der Probephöhne einfinden sollten. „Wir machen eine Improvisation mit Moonaaaa.“

Mürrisches Raunen erfüllte den Raum, denn eigentlich waren alle schon irgendwie auf dem Sprung nach Hause. Aber es half nichts.

„Beeilt euch bitte!“, rief Richard in die Runde – und zu Mona gewandt: „Ich zeig dir in der Zwischenzeit die Bühne, dass du schon mal einen Eindruck bekommst.“

Im Hinausgehen drehte Richard sich noch einmal um und rief: „Jemand kümmert sich bitte darum, dass der Eiserne noch mal hochgefahren wird! Ulla, mach du das schnell! Und sag auch gleich Bescheid, dass wir danach die Probephöhne noch mal für etwa eine Stunde brauchen!“ Mit diesen Worten waren Richard und Mona auch schon in Richtung Bühne verschwunden.

„Der spinnt doch! Jetzt kann ich mich wieder mit dem Rummeling herumärgern, der garantiert keine Lust mehr hat, kurz vor Feierabend den Eisernen hoch- und wieder runterzufahren, nur um der Dame für fünf Minuten den Zuschauerraum zu zeigen!“, schimpfte Ulla vor sich hin. „Es ist schließlich Montag-

nachmittag und heute ist keine Vorstellung! Die Bühnenarbeiter haben gleich Feierabend. Was glaubt Richard eigentlich, wer ich bin? Sein persönlicher Laufbursche? Sein Fußabtreter? Die kann doch auch bis morgen warten! Morgen ist schließlich Bauprobe, da hat sie genug Zeit, sich die Bühne anzusehen! Stundenlang kann sie da rumgehen und sich alles ansehen! Meinetwegen! So toll ist es ja nun auch wieder nicht, oder?“

„Lass mal! Ich geh runter und regele das mit Rummeling, Ulla! Kein Problem!“, sagte ich.

Ulla war sichtlich erleichtert. „Danke, Caro. Das ist lieb von dir!“ „Wenn Richard es eben für nötig hält, soll er seinen Willen bekommen, oder?“ Damit verließ ich die Garderobe und bereitete mich auf einen mittelschweren Kampf mit unserem Bühnenmeister vor.

Zu meinem Erstaunen hatte ich kein Problem mit ihm. Ich fand ihn wie sooft im Keller unter der Bühne in seiner Werkstatt vor. Dort arbeitete er alte Möbel auf, die er später dann an Antiquitätenhändler aus der Umgebung verkaufte. Darüber hatte man aber striktes Stillschweigen zu bewahren, denn als Bühnenmeister war er schließlich städtischer Beamter!

Kurz und gut: Richard bekam seinen Willen. Er präsentierte Mona die Bühne und den Zuschauerraum in vollem Licht.

Sie schritt – beinahe weihevoll, so wie eine Traumwandlerin – die Bühne von einem Ende zum anderen ab, schaute mit ehrfurchtsvollem Blick in den Schnürboden, betrachtete interessiert die Dutzenden Züge in der Seitengasse, um dann für einige Zeit ganz still an der Rampe stehen zu bleiben. Dort blickte sie mit ein wenig nach hinten geneigtem Kopf und sehr geraden Schultern in den leeren Zuschauerraum mit seinen Logen und den 850 mit rotem Samt bezogenen Plätzen.

Plötzlich ertönte die Glocke und der Eiserne Vorhang senkte sich langsam herab. Ich hörte, wie Richard rief: „Moonaaaa, dann komm jetzt! Wir wollen mit der Impro beginnen!“

Mittlerweile hatten sich die Schauspieler auf der Probebühne im ersten Stock versammelt und einen Halbkreis gebildet, der eine genügend große Fläche frei ließ, auf der nun die Improvisation stattfinden sollte. Improvisationen waren stets beliebt – wenn es nur einen selbst nicht traf! Man hatte so die Möglichkeit, aus sicherer Distanz zu beobachten, wie sich die anderen anstrebten, möglichst gekonnt über die Runden zu kommen. Zum Glück war man ja selbst nicht an der Reihe. Und trotzdem dachte jeder insgeheim, dass er gerade diese Improvisation, bei der er nicht selbst beteiligt gewesen war, weitaus besser und expressiver hätte machen können.

Mona bekam nun die Aufgabe, einen alten Mann, ein junges Mädchen und eine Hure darzustellen. Ich musste innerlich zugeben, sie schlug sich tapfer, wobei das junge unbeschwerte Mädchen ihr nicht besonders gut gelang. Hier wirkte sie doch ein wenig verkrampft. Doch als Ausbeute ihrer allerersten Improvisation die Rolle des Brabantio und der Bianca angeboten zu bekommen, das fand ich schon beachtlich. Ein gewisses Talent und ein Gespür für Situationen konnte ich ihr nicht absprechen, doch dass Richard bereit war, zwei so unterschiedliche Rollen einem Laien anzuvertrauen, das empfand ich als mehr als gewagt, um es mal vorsichtig zu formulieren.

Nachdem man sich nach einer Stunde Improvisation nun wieder um den großen Tisch in der Garderobe versammelt hatte, kam für mich so etwas wie ein Schlüsselerlebnis, das ich in all den folgenden Jahren nie vergessen habe.

Richard fragte in die Runde: „Also, Leute, wie seht ihr das? Sollten wir Mona diese Chance geben? Sagt bitte eure Meinung ganz ehrlich und ohne jeden Vorbehalt!“

Fabian rief als Erster gefällig grinsend in die Runde: „Ja, ja! Sie hat das doch recht gut gemeistert, finde ich. Wirklich!“

„Also ich könnte mir das schon irgendwie vorstellen“, nälte Ulla und zündete sich gelassen eine Zigarette an.

Die übrigen Urteile fielen ähnlich aus. Ich verschwand erst einmal auf die Toilette, doch das hatte mich natürlich nicht davor bewahrt, ebenfalls mein Urteil abgeben zu müssen. Denn kaum zurück, fragte Richard: „Und du, Caroline? Jetzt, da du uns die Ehre deiner Anwesenheit gibst, wie ist denn deine Meinung? Deine ist die ausschlaggebende, das ist ja klar, das weißt du.“

Ich hätte Richard würgen können. *Du Blödmann*, dachte ich bei mir. *Du weißt, wie ich das sehe. Du kennst mich doch!* Aber da ich meinen Beruf sehr ernst nahm, konnte ich nur wahrheitsgemäß sagen: „Wir gehen ein nicht zu kalkulierendes Risiko ein, Richard. Mona ist schließlich eine Anfängerin.“ Ich griff nach meinen Zigaretten und versuchte, ein wenig Zeit zu schinden. Richard begann mit den Fingern zu knacken. Er wusste, wie ich das hasste.

Also fuhr ich fort: „Da sind schon ein gewisses Potenzial und ein Talent zu erkennen, aber das Risiko, eine Anfängerin mit zwei Rollen zu besetzen, müssten wir eben sehr genau ausloten. Ich spreche mich nicht grundsätzlich dagegen aus. Nein, das nicht – aber gerade bei dieser Produktion habe ich meine Bedenken. Wir können es mit Mona gern in einer der nächsten Produktionen versuchen, aber vielleicht nicht gerade bei einem Shakespeare, Richard!“

Plötzlich herrschte absolute Stille. Richard schaute mich an und verzog keine Miene. „Sprich weiter, Caro! Du weißt, du bist immer die letzte entscheidende Instanz. Ich allerdings fand es sehr gut, was Mona da gemacht hat. Alle anderen haben das auch so gesehen. Zumal es Monas erste Impro überhaupt war, das solltest du nicht vergessen, liebe Caroline“, sagte er mit einem unüberhörbar bissigen Unterton.

„Nun, Richard, was soll's? Wenn du dir so sicher bist? An mir soll es nicht scheitern. Nur sollten wir sehr kritisch hinsehen, auch in Anbetracht der relativ knappen Zeit, die uns noch bleibt!“ Ich hatte einfach keine Lust mehr, noch länger gegen den Strom zu

schwimmen, zumal ich mir sicher war, Richards Entscheidung war längst gefallen. Also gab ich nach. „Meinetwegen. Von mir aus. Lass es uns versuchen, Richard. Du bist der Regisseur. Du trägst das Risiko. Du musst schließlich deinen Kopf hinhalten, nicht ich!“, fügte ich – ohne ihn jedoch auch nur eines Blickes zu würdigen – hinzu.

„So ist es, liebe Caro! Aber ich danke dir trotzdem für deine ernsthafte Beurteilung!“ Und zu Mona gewandt: „Nun ja, jetzt hast du alle Meinungen gehört, auch die ganz kritische meiner hochgeschätzten, lieben Caroline, die für mich natürlich immer die wichtigste Instanz ist und bleiben wird. Nur in deinem Fall, liebe Mona, muss ich Carolines Meinung einmal ignorieren. Ich sage euch auch, warum. Weil gerade das Theater nun eben nicht immer den sicheren und unbedenklichen Weg gehen darf! In der Kunst ist zwei und zwei nicht immer vier!“ Dabei warf er mir einen derart überheblichen, gönnerhaften Blick zu, dass ich ihn am liebsten auf der Stelle erwürgt hätte. „Aber was sagst du selbst dazu, Mona?“, fragte Richard und nahm, indem er sich nur auf den Füßen sitzend auf seinen Stuhl hockte, die für ihn typische Sitzposition ein.

Alle sahen Mona an. Ein langes Schweigen erfüllte den Raum. Doch plötzlich und unvermittelt begann sie zu weinen. Sie schluchzte und nach einiger Zeit sagte sie mit tränenerstickter Stimme: „Wenn ihr mich haben wollt ... Wenn ich wirklich bleiben darf ...“ Und gefolgt von einem tiefen Seufzen: „Ja, dann bin ich bereit! Gerne! Ach, so gerne!“

Ich rutschte etwas unbehaglich auf meinem Stuhl hin und her. Ulla fingerte an ihrem Notizblock herum, knickte eine Ecke um und strich sie gleich darauf wieder gerade. Andere schauten betreten zu Boden. Irgendjemand legte Mona tröstend die Hand auf die Schulter.

Doch sie fuhr unbeeindruckt fort: „Ich wäre übergücklich, wenn ich auch nur eure Garderoben putzen dürfte! Ich wäre glücklich,

einfach nur hier sein zu dürfen!“ Wieder heftiges Schluchzen. „Denn so wie ich euch heute alle gesehen habe, habe ich gespürt, dass ich genau hierher gehöre!“ Und nach einem langen Seufzer fügte sie hinzu: „Am liebsten würde ich mich hier im Theater einschließen lassen und es nie, niemals wieder verlassen! Wenn ihr mich wollt, dann bleibe ich! Ich bin so glücklich! Danke! Ich danke euch allen von Herzen!“

Das Weinen hatte nun endlich aufgehört und ich glaube, alle waren erleichtert, als Richard diese Situation mit einem knappen „Also dann ... Das wäre dann wohl auch ausreichend geklärt!“ beendete. Er drehte sich zu einem unserer Bühnenhelfer um und fragte: „So, Wastel, wie sieht das morgen mit der Bauprobe aus? Ab wann können die Schauspieler die Rampe betreten? Was sagt der Bühnenmeister? Hält sie schon, so wie sie jetzt gebaut ist?“ Erleichterung machte sich breit, als Wastel – sein richtiger Name war eigentlich Wolfgang, doch er wurde von allen eben nur *Wastel* genannt – in der ihm eigenen Art sehr umständlich und ausladend über die Rampe, die später bis in die Mitte des Zuschauerraums ragen sollte, zu sprechen begann. Ich hörte seinen Ausführungen nicht zu, sondern dachte über den soeben erlebten „Gefühlsausbruch“ nach. Ich empfand ihn eigentlich nur als unangenehm und peinlich. Mir war es suspekt, wie jemand, der gerade mal ein paar Stunden im Theater war, die Menschen nicht kannte und vor allem noch überhaupt nicht abschätzen konnte, was auf ihn zukommen würde, derart endgültige Aussagen treffen konnte.

Auf der Fahrt nach Hause machte ich meinem Unmut über dieses billige Schauspiel lautstark Luft. „Die ist ja nicht ganz richtig im Kopf, Richard! Das kann doch nicht dein Ernst sein, so einer gleich zwei Rollen zu geben! Gut, die Rollen sind klein – aber immerhin. Es ist eine wichtige Produktion. Wir spielen nicht irgendein Stück. Es ist schließlich *Othello*! Die spinnt ja! Ich hab schon ganz schön bekloppte Leute kommen und gehen

sehen, aber die übertrifft einfach alles!“, schimpfte ich bis fast vor unsere Haustür.

„Ich sage, wir werden es versuchen mit Mona! Das Theater braucht Extremisten! Ich habe das vorhin ernst gemeint, Caro: Im Theater ist nicht alles nur schwarz oder weiß“, war Richards einziger Kommentar, der für diesen Moment auch keinen Widerspruch zuließ. Und damit war für ihn das Thema erst einmal erledigt.

Die folgenden Wochen sollten für mich die reinste Hölle werden. Ich spürte die Gefahr, die von Mona ausging. Immer mehr zog sie Richard auf ihre Seite. Sie tat das nicht laut oder aufdringlich. Sie gab ihm uneingeschränkte Bewunderung – und das war der Schlüssel zu einem Mann wie Richard. Sie zeigte ihm ihre unverhohlene Bewunderung in jeder Geste, in jedem ihrer Blicke.

Einen Othello hatten wir noch immer nicht gefunden und Richard unternahm auch keine großen Anstrengungen mehr, einen zu finden. Ich ahnte seinen Plan, jedoch so leicht würde ich es ihm nicht machen. Deshalb zögerte ich noch eine Weile damit, meine Rolle der Desdemona abzugeben. Ich suchte nach einem geeigneten Augenblick. Ich wusste, worum es ging, doch ein klein wenig wollte auch ich meine Macht erproben. Und vor allem wollte ich meine selbstlose Geste des Verzichts auf die Hauptrolle richtig auskosten können, denn es war schon keine leichte Entscheidung, freiwillig auf diese Rolle zu verzichten. Doch mir war klar, Richard spielte das Spiel. *Mal sehen*, sagte ich mir, *wer die besseren Nerven hat*. Er wollte Mona für die Rolle seiner Desdemona! Othello und Desdemona – Richard und Mona. Ideal! Alles passte auf einmal so ideal zusammen. Die knisternde Spannung zwischen den beiden. Mona verkörperte die Kindfrau, die Richard in Desdemona sah, und das Knistern der Verliebtheit von Othello und Desdemona, alles war plötzlich

im Überfluss da. Wie aus heiterem Himmel fügte sich eins zum anderen – auf dem Theater, aber eben leider auch in der Realität. Mir war sehr bewusst, dass ich zu diesem Zeitpunkt keine Chance hatte, einzugreifen. Jetzt war erst einmal das Stück wichtiger. Die Erwartungen, die man an uns hatte, waren sehr hoch. Wir standen alle unter Druck – und ich wahrscheinlich am meisten. Ich stand vor der Entscheidung, meine Eifersucht auf Mona ohne Rücksicht auszuleben und damit die gesamte Produktion zu gefährden oder nach einer Möglichkeit zu suchen, später – nach der Premiere – zu handeln.

Ich entschied mich für Letzteres. Eine Fehlentscheidung, wie sich später zeigen würde ... In dieser druckvollen Situation glaubte ich jedoch, die richtige Wahl getroffen zu haben, denn ich entschied nicht nur für mich allein, sondern gleichzeitig auch für die gesamte Mannschaft, die an Othello mitarbeitete, denn eines wusste ich genau: Ohne mich würde die Produktion nicht laufen können. Aber ich nahm mir die Freiheit, den Zeitpunkt meines Rücktritts selbst zu bestimmen.

Und ich ließ mir Zeit. Ich wartete erst einmal ab.

Bald waren die Proben festgefahren, alles schien auf eine dramatische Weise ins Stocken zu geraten. Und genau an diesem Punkt gab ich meine Entscheidung bekannt.

Ich erntete natürlich Beifall für meine Selbstlosigkeit, für die unglaubliche Kollegialität und so weiter und so weiter. Ich hatte einen kleinen Sieg erkämpft. Nur für mich. Ich war großmütig gewesen, großmütig gegenüber einer Frau, die auf dem besten Wege war, mir meinen Mann zu nehmen.

In den nun folgenden Wochen nahm ich zehn Kilo ab. Die Rolle der Emilia fiel mir zwar leicht, aber ich konnte es kaum ertragen, Mona und Richard gemeinsam auf der Bühne zu sehen. Die Liebeszenen waren das Schlimmste für mich. Ich hatte jeden Tag rasende Kopfschmerzen und glaubte, das alles nicht mehr bis

zur Premiere durchstehen zu können. Albträume rissen mich fast jede Nacht aus dem Schlaf, dazu die ständigen Streitereien mit Richard. Die Eifersuchtsszenen, die ich ihm nach jeder Probe machte, ließen unser Leben zur Hölle werden.

Und endlich kam die Premiere.

Sie war ein großer Erfolg und wir ernteten viel Lob und sehr gute Kritiken – auch Mona. Sie bekam für ihre Darstellung der Desdemona sogar ziemlich gute Beurteilungen – bis auf ein paar „Kleinigkeiten“. Zum Beispiel, dass sie stimmlich als zu leise empfunden wurde. Ich hatte Richard während der Proben oft genug darauf hingewiesen, doch er ließ keinerlei Kritik an Mona zu. Er sagte, dass er sie genau so haben wolle. Basta! *Gut*, dachte ich, *du bist der Regisseur. Du musst wissen, was du tust. Aber seit wann zählt meine Meinung so wenig?*

Immer öfter fuhr Richard nach den Vorstellungen den Weg vom Theater nach Hause nicht mehr mit mir, so wie früher, sondern meist unter einem Vorwand allein mit Mona. Immer öfter gab es dann sogar noch einen Grund, sie mit in unsere Wohnung zu bringen. Ich war dem Wahnsinn nahe. Ich schrie, ich tobte. Ich stellte Ultimaten. Entweder sie oder ich. Richard geriet zusehends in Bedrängnis. Er musste eine Lösung für das Problem finden. Immer häufiger warf ich ihm vor, dass er ein Verhältnis mit Mona hätte. Er sollte es endlich zugeben und die Konsequenzen ziehen und gehen. Er bestritt die Vorwürfe jedoch energisch. Es gäbe kein Verhältnis zwischen ihm und Mona. Niemals. Nur die reine Kunst verbände sie. Eine neue Muse sei in sein künstlerisches Leben getreten. Mona wäre für ihn die Inspiration, die er für sein Theater dringend gebraucht hätte!

Und sie? Sie ließen unsere täglichen Streitereien offensichtlich völlig kalt. Sie war ganz dienende Muse. Sie servierte Richard den Kaffee, rührte bedächtig Zucker in seine Tasse, zündete ihm seine Zigaretten an.

Ich hätte sie am liebsten auf der Stelle erwürgt, doch der Bann-

kreis, den Richard bald um sie gezogen hatte, verhinderte, dass man überhaupt an sie herankam. Sie war sehr erfolgreich gewesen als Desdemona. Hatte eben gute Kritiken bekommen und niemand erfuhr jemals, dass sie eine blutige Anfängerin gewesen war. Richard baute sie blitzschnell als seine neue theatrale Entdeckung auf. Er machte sie unantastbar für jeden.

Und sie? Sie gab sich souverän, so, als ginge sie unsere Misere nichts an, als hätte es mit ihr nicht das Geringste zu tun. Sie war die reine, die dienende Muse, auserwählt durch den Meister selbst. Sie wurde von jeglicher Kritik ausgenommen. Sie wurde geschont von jedem. Richard hatte es so angeordnet.

Die anderen Kollegen reagierten mit Unverständnis, manche auch mit ärgerlichen Worten, doch man hielt sich eben an Richards Anweisungen. Die meisten Kollegen schimpften über Monas Sonderstellung – aber stets nur hinter vorgehaltener Hand. Denn wer so offensichtlich protegert wird, hat wenig Freunde. Nicht im Theater. Das war mein einziger Trost in dieser grausamen Zeit. Ich hatte die Kollegen auf meiner Seite. Ich ließ mir meine Niederlage nicht anmerken. Ich blieb stolz und das, was ich immer war: die rechte Hand des Regisseurs. Ich verteidigte seine Linie, wie immer sie mir persönlich auch zuwiderlief. Ich wollte nicht noch mehr an Boden verlieren.

Nachts schmiedete ich Pläne, wie ich Mona aus unserem Leben verbannen könnte – für immer. Ich glaube, ich habe sie in dieser Zeit an die hundert Mal zum Teufel gewünscht. Doch was hat eine Frau, die verletzt ist und betrogen wird, in der Hand? Doch nur ihre Enttäuschung. Und ich glaube, ich fühlte sogar zum ersten Mal in meinem Leben so etwas wie Hass.

Inga hielt sich zu dieser Zeit aus all dem heraus. Sie vergrub sich immer mehr in ihrem Studium und kümmerte sich liebevoll um unsere Tochter Franzl, während ich im Theater war. Ich redete mir ein, dass der richtige Zeitpunkt, ja, meine Stunde, noch kommen würde!

So verging die Zeit. Wir machten ein Stück nach dem anderen und bald war es alltäglich und normal geworden, dass Mona – behutsam durch Richard in die Wege geleitet – ständiger Gast in unserem Haus war. Immer mehr drängte sie sich in unsere Familie hinein. Mit kleinen und größeren Hilfsdiensten. Und immer mit ihrer unendlichen Verehrung für Richard, dieser Droge für einen Mann wie ihn. Richard nährte sich schon seit jeher von der Bewunderung, die Menschen ihm entgegengebracht hatten. Er lief künstlerisch wie auch privat auf Hochtouren, wenn er nur die Bewunderung und uneingeschränkte Loyalität der Menschen um sich herum spürte. Und nun war eine Frau in sein Leben getreten, die ihm das Gefühl gab, ausschließlich dafür zu leben, ihn zu bewundern und zu unterstützen, was immer er auch tat. So verließ sie den Mann, mit dem sie jahrelang zusammengelebt hatte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Sie radierte ihn einfach aus ihrem Leben aus – von einem Tag auf den anderen. Und das kalt lächelnd, ohne die geringsten Skrupel. Er flüchtete in eine andere Stadt. Genauso verfuhr Mona mit ihrer Webkunst, der sie mit solcher Inbrunst einmal nachgegangen war und für die sie, nach eigenen Aussagen, gelitten hatte in einer kalten und feuchten Fabrikhalle. Diese Kunst wurde nun von einem Tag zum anderen für null und nichtig erklärt. Sie hatte ein neues, ein interessanteres Feld gefunden. Aber nicht etwa das Theater war es, für das sie sich nun aufopfern wollte, nein, sie wollte von nun an nur noch dafür leben, einem Mann zu dienen. Die Verherrlichung der Person des Regisseurs Richard Winzer hatte sie sich zu ihrer neuen und allumfassenden Lebensaufgabe gemacht. Und Richard sonnte sich in dieser Rolle. Er stieg empor. Wie Phönix. Doch ich sah ihn fallen. Tief, sehr tief. Aber ich hatte kein Mittel, den Wahnsinn zu stoppen. Ich war gefangen und so wartete ich mehr oder weniger hilflos auf meine Stunde. Inzwischen hatten Othello und Desdemona begonnen, ihr grausames Spiel zu spielen ...

Mona war nun schon seit mehr als einem Jahr Richards ständige Begleiterin. Er ging beinahe keinen Schritt mehr ohne sie. Und sie lebte seit einem halben Jahr bei uns! Er hatte ihr sein Arbeitszimmer zur Verfügung gestellt. Dort hatte sie sich mit Sack und Pack und ihrem Hund eingerichtet. Sie war einfach immer anwesend in unserem Leben. Ich hatte versucht, meine Eifersucht und den Hass, den ich in mir spürte, in konstruktive Arbeit umzuwandeln. Bei Gott, ich schaffte es nur mit größter Mühe! Richard ließ keine Sekunde locker. Immer weiter zog er Mona auch in unser Familienleben hinein. Bald hatten wir keinen Abend mehr für uns allein. Mona war da und blieb. Und sie entwickelte eine Selbstgefälligkeit, die für Inga und mich kaum mehr zu ertragen war. Und falls wir es tatsächlich einmal wagten, Bemerkungen zu machen, die in irgendeiner Weise gegen Mona gerichtet waren, mussten wir uns schwere Vorwürfe deswegen gefallen lassen. Dann hatten wir uns zu rechtfertigen, warum wir diesen selbstlosen Menschen derart grundlos angreifen würden. Wieso wir ihr nicht mehr Zuneigung entgegenbrächten. Und dass er allein durch ihre Gegenwart die Inspiration, die er für seine künstlerische Arbeit brauche, bekäme. Dass wir für die Hilfe und Unterstützung, die Mona uns im Überfluss zukommen ließe, doch ein wenig mehr Dankbarkeit zeigen müssten. Diese Auseinandersetzungen schien Mona sichtlich zu genießen. Dann saß sie in unserem Wohnzimmer mit ihrer kurzen schwarzen Zigarettenspitze und rauchte und rauchte. Oder sie aß Berge von Mandarinen. Ich wünschte ihr die Pest an den Hals! Sie bekam sie in Form einer Allergie gegen Mandarinen, die ihr einen Ausschlag am ganzen Körper bescherte. Ihre Augen waren eine Woche lang gerötet und sie sah aus wie ein Kaninchen. Ich dankte meinem Schöpfer. Ein Mal hatte er Mitleid mit mir gehabt. Ein kleiner Triumph, aber immerhin. In dieser Woche ging es mir erstaunlich gut.

Wieder war es eine dieser unzähligen Nächte, in denen ich Albträume hatte. Ich warf mich von einer Seite auf die andere, machte das Licht über meinem Bett an, um noch etwas zu lesen, legte jedoch das Buch schon nach ein paar Seiten auf den Nachttisch zurück und knipste das Licht wieder aus. Meine Gedanken drehten sich wie ein Karussell – schneller und schneller. Ich glaubte, verrückt zu werden. Alle Geräusche im Zimmer schwollen zu einer unerträglichen Lautstärke an. Die Bettdecke raschelte bei jeder Bewegung, sodass ich glaubte, ich läge unter einem riesigen Berg Seidenpapier. Mein Herz begann zu rasen. Angstgefühle überfielen mich. Schweiß rann mir den Hals entlang. Ich musste aufstehen! Raus aus dem Bett! Vielleicht war Inga noch wach? Ich musste mit jemandem reden. Ich wusste nicht warum, aber ich machte kein Licht im Zimmer, sondern stand im Dunkeln auf und öffnete leise meine Zimmertür.

In der Küche sah ich einen schwachen Lichtschein. *Das wird Inga sein, die sich noch ein Glas Milch warm macht*, dachte ich, als ich an der angelehnten Küchentür ankam. Wie durch einen Filter hörte ich gedämpfte Stimmen. Ich blieb vor der Tür stehen. Es war nicht Ingas Stimme. Ich hörte Richard etwas sagen, was ich nicht verstand. Dann vernahm ich Monas leise Stimme: „Ich konnte nicht schlafen. Weiß du, Richard, manchmal denke ich, ich liebe dich so sehr, dass ich mir wünschte, du wärest tot!“

Einen Augenblick war es totenstill. Instinktiv entfernte ich mich ein wenig von der Tür, doch das, was ich eben mitanhören musste, traf mich wie ein zentnerschwerer Eisenhammer in den Magen. Ich glaubte, mich nicht mehr auf meinen Beinen halten zu können. Ich schwankte. *Nur weg von hier*, dachte ich.

Im selben Moment öffnete sich die Küchentür und Mona kam wie von unsichtbarer Hand geworfen herausgeflogen und landete unsanft auf dem Flurfußboden.

„Sag so etwas nie wieder zu mir! Hörst du? Nie wieder!“ Richard erschien in der Tür und stand im nächsten Augenblick über

Mona gebeugt da. Sein Atem ging schwer, seine Augen waren nur noch enge Schlitze, als er sie ein Stück zu sich hochzog. „Du hast nicht das Recht, so etwas zu sagen! SIE wollte mich auch töten, weil sie mich angeblich so geliebt hat! In die Backröhre hat sie meinen Kopf gelegt. Verstehst du? Aus Liebe! Den Kopf in die Backröhre gesteckt! Aus Liebe! Ihr eigenes Kind umbringen, das wollte sie! Aus Liebe!“

Richard war sichtlich erregt, seine Stimme klang bedrohlich, aber dennoch extrem leise. Ich zitterte. Ich wollte unter keinen Umständen entdeckt werden. Ich versuchte, meinen Atem ruhig zu halten, und ich blieb in der Dunkelheit des Flures verborgen. „Entschuldige, ich wollte dir nicht wehtun! Ich wusste doch nicht ...“, stammelte Mona, dabei presste sie eine Hand an den linken Rippenbogen. Sie versuchte, auf die Beine zu kommen, doch sie hatte Schmerzen, das konnte ich von meinem Versteck aus sehen.

Plötzlich löste Richard seine bis dahin bedrohliche Haltung und half ihr auf. „Geh morgen unauffällig zum Arzt! Vielleicht ist ja was geprellt. Pass nur auf, dass hier keiner etwas merkt! Du weißt, Caroline ist uns auf der Spur. Wir müssen vorsichtig sein, hörst du?“, sagte er jetzt mit sanfter Stimme. Er hielt sie ganz dicht an sich gepresst. „Verzeih mir! Ich wollte dir nicht wehtun. Ich liebe dich sehr. Ich werde dich glücklich und berühmt machen, das verspreche ich dir!“ Dann küsste er sie flüchtig auf den Mund, ließ sie los und ging den langen Flur entlang. „Schlaf schön, Monachen, Süßes!“, hörte ich ihn noch leise sagen, dann schloss er die Schlafzimmertür hinter sich – die Tür zu jenem Zimmer, in dem seine Frau Inga schlief.

Ich hatte mich immer noch keinen Zentimeter bewegt. Ich stand da wie versteinert. Teilnahmslos sah ich zu, wie Mona sich zu ihrem Zimmer schleppte. Offensichtlich hatte sie ziemliche Schmerzen. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich war unfreiwillig Zeugin einer Auseinandersetzung zweier Lieben-

der geworden – und einer der beiden Liebenden war zufällig auch mein Mann und der Vater meiner Tochter. Ich hatte endlich den Beweis! Ich hatte es mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Augen gesehen! Ich glaubte, hysterisch werden zu müssen. Ich dachte, jeden Augenblick losschreien zu müssen: *Ihr Schweine! Wie könnt ihr uns das antun! Ihr Lügner! Ihr Betrüger!* Doch ich verhielt mich ruhig, biss mir in die geballte Faust und wartete, bis Mona in ihrem Zimmer verschwunden war.

Danach schlich ich in mein Zimmer zurück. Dort legte ich mich auf mein Bett und konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Tränen rannen über mein Gesicht und liefen mir den Hals hinunter bis in den Nacken.

Ich schreckte auf. Was war passiert? Ich setzte mich hin, knipste das Licht neben meinem Bett an und versuchte mich zu orientieren. Hatte ich nur geträumt?

Dann stand ich mit zitternden Knien auf. Mir war so entsetzlich kalt. Als ich die Tür zum Flur öffnete, war alles dunkel und ruhig. Ich ging in Richtung Küche. Kein Licht brannte. Niemand war da. Alle schliefen. Ich ging den Flur entlang und lauschte aufmerksam nach irgendeinem Geräusch, doch ich vernahm nichts. Es war totenstill in der ganzen Wohnung. *Ich werde verrückt*, dachte ich auf dem Weg zurück in mein Zimmer. *Bestimmt werde ich jetzt verrückt! Solche Träume haben bestimmt nur Irre!* Erschöpft legte ich mich wieder auf mein Bett. Mir wurde plötzlich schwindelig und Wasser sammelte sich auf meiner Zunge. Ich rannte zur Toilette, um mich zu übergeben. Ich kotzte und kotzte, ich konnte einfach nicht mehr aufhören.

Erinnerst du dich wieder? Mona! Ja? Und nun bist du gefangen hinter dieser Wand! He, wo bist du? Plötzlich kann ich dich nirgends mehr sehen! Dafür kommt ein Wesen geradewegs auf mich zugelaufen. Was ist das?

Mählein! Halt! Ach, Mählein, komm her! Drück die Nase an die Scheibe! Ja, komm her, du alte Töle! Du Hund, du hässliches Ding! Wie kommst du hierher? Du kannst doch gar nicht mehr da sein! Wie hast du das nun wieder angestellt? Du bist doch gestorben – schon vor Jahren! Du weißt, wir beide hatten immer so ein gespaltenes Verhältnis zueinander. Du hast mir immer alles, an dem ich gehangen habe, kaputt gemacht. Meine schöne, weiche grüne Lederjacke. Ich hing sehr an ihr, sie war aus besseren Zeiten. Sie hatte einmal sehr viel Geld gekostet, so viel, wie ich später lange nicht mehr in Händen hatte. Und du, du kommst einfach daher mit deinem wackeligen Gang, diesem typischen Hyänengang, den Hintern runter – man kennt das aus dem Zoo oder dem Fernsehen. Und dann – in einem unbeobachteten Augenblick – hast du sie einfach zerkaut. Zerlegtest sie genüsslich in viele, viele kleine Fetzen. Oder erinnerst du dich noch an mein blaues französisches Bett? Ich bekam es geschenkt von meiner Mutter, die mich nicht länger auf einer Matratze auf dem Boden liegen sehen können. Und du? Was hast du gemacht? Mit einem lässigen Satz lagst du oben auf meinem Bett, dem neuen. Hast sicherlich erst einmal voller Wonne dein Hinterteil geschleckt. Sehr ausgiebig, wie ich dich kenne. Und dann wirst du so ganz nebenbei deine unheimlich langen, großen, spitzen und kräftigen Eckzähne in den Stoff geschlagen haben. Hast vielleicht noch ein, zwei, drei Mal daran gezogen, den Kopf dabei geschüttelt und – ratsch! Damit war dann auch das Bett beinahe dahin. Doch ich habe dich erwischt. Dieses eine Mal, da habe ich dich erwischt, bevor du dein Werk vollenden konntest! Ich habe unter Tränen versucht, den zerfledderten Bezug zu nähen, so gut ich eben konnte. Doch es ist nur Flickwerk geblieben. Schau mich nicht so an mit deinen müden Augen, du alte krumme Königin! Ich mochte dich nie wirklich gern, doch ich hatte immer eine gewisse Achtung vor dir. Du strahltest etwas Edles aus in all deiner Hässlichkeit. Du hattest Ähnlichkeit mit Anubis, dem

ägyptischen Totengott. Nur glaube ich nicht, dass Anubis, dieses Schattenwesen, hätte es ihn denn leibhaftig gegeben, es gewagt hätte, sich auch noch – als Krönung sozusagen – an der Polsterung meines Porsches zu vergreifen. Doch du machtest selbst davor nicht halt! Du hast sie zerkaut, die gesamte Rückbank! In einer unbeobachteten Stunde, als du allein im Wagen hattest warten müssen. Und nun war auch sie ramponiert, meine allerletzte Bastion gegen die drohend heraufziehende Durststrecke meines Lebens!

Da trottetest du hin. Du hast mich lange begleitet – und ich habe dir verziehen. Mach's gut, altes Mählein! Gute alte, treue Hyäne!

Kapitel III

Die machen Menschenversuche mit mir! Ich halluziniere! Hilfe, ich spreche mit toten Tieren! Und mit Menschen, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe! Ich habe Drogen verabreicht bekommen, da bin ich mir ganz sicher!

Wahrscheinlich hat man mich entführt und unter Drogen gesetzt. Ich muss mich doch an irgendein Detail erinnern können?! Wie bin ich hierher gekommen? Und wo ist *hier* eigentlich? Ich werde jetzt auf der Stelle ganz laut schreien, bis jemand kommt und mir erklärt, was das alles zu bedeuten hat!

Aha, gar nicht nötig, da ist wieder dieser junge Mann! Ich werde ihn jetzt einfach fragen.

Was ist mit mir passiert? Hallo, Sie! Geben Sie mir auf der Stelle eine Antwort!

Wieso reagiert der denn nicht? Hört der mich etwa auch nicht, so wie die anderen hinter der Glaswand? Ich werde verrückt! Ich will sofort mit jemandem reden!

Was macht der denn nun wieder? Der macht doch irgendetwas an meinem Arm! Spritzt der mir etwas? Ich fühle aber gar nichts.

Mein Gott, wo bin ich nur? Was machen die nur mit mir? Hilfe! Warum hilft mir denn niemand?

Dr. Westhoff überprüfte den Venenzugang seiner Patientin. Alles war in Ordnung. Die nötigen Infusionen liefen. Mehr konnte er im Moment nicht für sie tun. Er war ratlos. Keine seiner Bemühungen hatte bislang zum Erfolg geführt. Die Frau verharrte weiter in diesem starren Zustand. Manchmal jedoch kam es ihm vor, als bewegten sich ihre Lider. Doch das hatte er sich wohl nur eingebildet und es war weiter nichts als das Licht, das durch die Jalousien direkt auf ihr Gesicht fiel.

Er sah auf sie herunter. Sie lag immer noch regungslos da. Die blonden Haare lagen wie ein Kranz um ihren Kopf herum. Sie war eigentlich recht hübsch. Nicht mehr jung. Er schätzte sie auf Ende dreißig. Was sie wohl erlebt hatte?

Als sie eingeliefert wurde, war sie von Kopf bis Fuß mit Lehm beschmiert gewesen. Ihre Kleidung, das Haar und sogar ihre Reisetasche, die man ihr beim Transport mit auf die Trage gelegt hatte.

Die Polizeibeamten gaben an, dass das Auto der Frau von der Fahrbahn abgekommen und die Böschung eines Flusses hinuntergestürzt sei. Die Frau sei aus dem Wagen herausgeschleudert und am Uferand leblos liegend von einem jungen Paar vorgefunden worden, aber sie sei wie durch ein Wunder äußerlich unverletzt geblieben.

Er hatte in dieser Nacht einen Notfall nach dem nächsten gehabt und es deshalb der Ambulanzschwester überlassen, sich die näheren Umstände berichten zu lassen. Dann untersuchte er die Frau, konnte aber keine Verletzungen feststellen – nur dass sie eben auf nichts reagierte. Sie stand seiner Meinung nach unter Schock.

Er hatte sie später zur Beobachtung in ein Zimmer auf seiner Station verlegen lassen. So stand er nun da und streichelte ihre gebräunte Hand.

Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als abzuwarten, wie sich ihr Zustand entwickelt, dachte Westhoff. Und plötzlich fiel